

...und die ...
...und die ...
...und die ...



DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 27 Samstag, 6. Juli 1929

Der Kreis

Skizze von Hugo Wessel.

Als wir nach der Unterfunda verlegt wurden, bekam unsere Klasse Zuwachs. Vohmeier hieß er, mit Vornamen Fritz. Er konnte uns anderen gegenüber insofern ein Plus buchen, als er untrüglich ein Meister der Zeichenkunst war. Der Inhalt seiner Schulhefte war ein Chaos von Buchstaben und Illustrationen. Ueber dem Euklidischen Lehrbuch prangte ein Amor, der einen mit phantastischem Wortschmuck begleiteten Pfeil durch den Körper des Lehrstoffes zu Wanda hinunterjagte, von der allerdings wegen Plagiatmangels nur der Haarschopf zu sehen war. Ueber den Aufsatz „Schönheiten unserer Heimat“ hatte er einen pechschwarzen Schornsteinfeger gemalt, der eine schneeweiße Köchin küßt; am Schluß des Werkes, wo sich ehemals das Prädikat „unvergleichend“ breit gemacht hatte, tangte jetzt eine korona Waldnigen mit Schnurrbart um einen verschwiegenen Tintenklecks.

Vohmeier „gebot der alte Professor mit dem unvollständigen Kinnchmuck, „malen Sie einen Kreis an die Tafel!“ Vohmeier zeichnete die Umrisse eines Mammutkopfes und mußte sich den Vorwurf gefallen lassen: „Das Gebilde da — das bedeutet ja eine Kampfanlage an die realistischen Gehege der Schönheit und Harmonie. Was Sie da hinstimmen, sind zwei gegen einander gefetzte U-Bogen, weiter nichts. Ich will einen Kreis haben und keine Verbißlichkeit Ihrer Geistesentwicklung.“

Vohmeier wiederholte: — Die Kreide quetschte unter dem Druck der verkörperten Wut. „Sie sind ein unerhöfliches Genie. Sie schlafen in einem fort, als wenn Sie der Welt ein Talent zu verheimlichen hätten. Strengen Sie sich mal an. Machen Sie einen Punkt! — So, und nun halten Sie gleichen Abstand — Donnerwetter, wo wollen Sie denn hin? — Sie malen ja den Erdumfang in dreifacher Vergrößerung. — Kleiner! Menschenskind — kleiner! — Ich gehe für einen Augenblick zum Konferenzzimmer, inzwischen werden Sie mit einer tadellosen Kreis konstruieren!“

Der Professor ging und kam zurück. Er meckelte die Farbe dreimal nacheinander wie ein Chamäleon. Er schob die Mantelkette zurück, ein Zeichen des Kriegszustandes, und stützte sich auf Vohmeier — Ohreigen drohten. — Und warum? — In Ermangelung eines Zirkels oder eines sonstigen Apparates zum Kreisziehen hatte Vohmeier sich erküht, den kreisrunden Dekel des Professorenzylinders als Schablone zu benutzen. — Worte, Worte, geistigster Vri schäutmen in unsere dreißig Denkerstirnen. — Dann war Pause.

Wie ein Blitz schoß Vohmeier zur Tafel, malte eine Professorenkarikatur, eine, die jeder Kritik standhielt, aber nicht dem Schwamm, der sie gartfühnd in ein besseres Jenseits verwirfte. — Am nächsten Tag trat Vohmeier ein, in der Hand einen angeblenden Hering. Er stieg auf das Pult und sprach also: „Kaufen Sie Heringe, verehrte Rundschau! — die spindebürren, die graffenhalschanken — mit dünne Röhre — mit dicke Röhre — mit geköpfte Röhre. — Dieser Hering, meine Herrschaften, hat das Hundertkilometer schwimmen in der Sahara gewonnen, ist von drei Wabarababab als Raummittel verzehrt worden und ist der Liebling der Eskimos.“

In dieser Tonart ging es weiter, und Vohmeier hätte noch lange nicht geendet, wenn nicht in diesem Augenblick der Professor eingetreten wäre. — Die Klasse erhob sich. Vohmeier machte einen fluchtverlauf nach seinem Platz. Des Professors Blicke ergriffen ihn.

„Ah, Vohmeier!“ Die Klasse strahlte über den heiteren Ton des Professors. „Was machen Sie denn hier vorn?“ „Ich hab’ —“, stotterte Vohmeier, „ich will —“ „Da plätschte mein Nebenmann, ein ebenso vortauter wie patenter Kerl, los: „Vohmeier hat Kreise geübt — Sie wissen doch, Herr Professor!“ „Ah, gut, Vohmeier“, nicht der Gestrenge Vohmeier zu, „knappt es denn jetzt?“ „Ich denke, Herr Professor —“ „Gut, malen Sie einen Kreis!“ befahl der Professor.

Vohmeiers Blicke suchten die Kreide. Die war aber noch nicht ausgelegt worden. Der Professor merkte nichts. Er trommelte den Fredericus an die Fensterleiste, so daß Vohmeier Gelegenheit hatte, sich das Notwendige zu verschaffen. Der Kreis gedieh — Kreise gediehen. Kleine, große, noch größere. Der Schwamm verschlang eine Peripherie nach der anderen. Als sich der Professor umdrehte, erglöhte ihn die leere Tafel an und der in stiller Verzweiflung aufgelöste Vohmeier.

„Mensch, ich meine, Sie hätten geübt!“ Der Professor wurde doch etwas ungeduldig. „Ich erfuhr da eben, Sie seien der beste Zeichner der Klasse. Im Kreiszeichnen scheint die Stärke Ihres Könnens nicht begründet zu sein.“

Da blinzelte seine Augen unter einer Idee: „Können Sie Berlonen malen?“ — „Ja, ja!“, brüllte die Klasse, „Vohmeier kann’s Das ist seine Spezialität.“ „Gut“, bemerkte der Professor, „Vohmeier, Sie werden mich malen!“ — „Aber, Herr Professor, — ich — Sie —?“ Vohmeier erklärte zu Eis. Der Chorus der Klasse rief: „Los, Fritz, dran! — Gib’ ihm Laures! — Malen! — Mal ihn — Fritz, einen mit nem Hippenbart!“

Fritz Vohmeier stand wie ein von Meeresmurm umschäumter Felsen. Er wagte kein Gelenk zu rühren. Die Heiligkeit des Professorenantlitzes erschien ihm nie so unerträglich wie heute. Tausendmal hatte er ihn gemalt. Immer unnatürlich, immer grotesker. Das Unschöne betonen, das Anziehende entstellend. Jetzt sollte ihn der Fluch der bösen Tat treffen. Er mußte, daß die Macht der Gewohnheit stärker sein würde als der Wille zur Konzentration. — Der Professor hatte sich inzwischen auf Vohmeiers Platz gesetzt, in lässiger Haltung, und jetzt, wo der strenge, berufliche Ausdruck seine Mienen verlassen hatte, mußten wir uns gestehen, daß er ein trotz seiner Jahre hübscher Mensch war. —

„Los, Kerl!“ lächelte der Professor zu Vohmeier hinüber, „ich krieg’ ja die Halsstarr.“ Da schoß ein Ruck durch Vohmeiers Körper, ein Ruck, der zusammengeprägten Willen und Stolz verriet. Er malte, malte, prüfte, versuchte und malte. — Mit seinen breiten Schultern verdeckte er das Porträt, wie es schien, absichtlich. Ein kleiner Schrecken durchfuhr uns. Wird diese Zeichnung ein Ebenbild der anderen Karikaturen werden? Wird es das? Dann sollte es uns leid tun, den Freund durch unsere Aufforderung in Unannehmlichkeiten gejaßt zu haben. — Wie wird er ihn malen, den Professor? — Spannung bligte von allen Gesichtern, stiebende —

Da — plötzlich trat Vohmeier zur Seite. Dreißig Blicke hatten ihr Ziel gefunden. Wir beglückten uns an dem Denkmal ausgesprochener Kunst, an dem Leben eines Bildnisses, in dem wir Echtheit des Ausdrucks und Gestaltungskraft des Schöpfers in gleichem Maße bewunderten. Des Professors hagere Gestalt bog sich unter dem seelischen Eindruck. Jetzt stand er da mit prüfenden Augen und starrte wortlos auf sein Konterfei. Dann durchdrang die Freude, urquellende Freude, die Fessel seiner Junge: „Vohmeier — Voh — meier — was haben Sie gemacht? — Das bin ich! — Die Augen

sehen Sie die Augen! — Mensch — — das bin — — ich?“ Die Bogen seiner Seele überschäumten ihr Bett. Er wankte zur Tür hinaus, um sich nicht schwach zu zeigen vor Menschen, vor uns, die wir nur seinen eisenstarken Willen kannten. Die Pause kam. Wir verammelten uns auf dem Schulhof. Der sonst lärmende Ring unterhielt sich im Flüsterton. In allen Schwing des Erlebnis der letzten Stunde. Gemeint hatte er, gemeint! — Und das hatte Vohmeier fertig gebracht, der nicht einmal einen Kreis ziehen konnte. —

Als wir das Klassenzimmer betraten, hatte sich das Lehrerkollegium vor der Tafel versammelt. Es war entzündet wie wir, und alle fanden Worte lobender Kritik. Der Professor verhandelte mit einem fremden Herrn, der einen breitrandigen Schlapphut trug und viele tiefe Falten im Gesicht hatte. — Und dann ruhten wir’s — ruhten, daß Fritz Vohmeier zur Akademie kam, ruhten, als wir das feele und kunsttunende Bild an der Tafel betrachteten, daß er einen Weg des Ruhmes beschreiten würde. —

Der Professor aber, der von nun ab „unser Professor“ genannt wurde, war in Geist und Seele mit uns verwachsen, und er hatte keine scharfe Bemerkung mehr für den, der keinen Kreis zu ziehen vermochte. —

Ein Badeabenteuer im roten Paradies

Von Johannes v. Eckardt-Riga.

Im Gebüsch eines sonnigen Hüfufers saß ein ziemlich wohlbeleibter Herr, seine Knie mit den Händen umfassend. Da bemerkte er Bladin, der sich ihm langsam näherte. Er sprang auf und rief freundlich: „Kommen Sie nur ran; das Wasser ist prächtig!“ Beim Anblick dieses Unbekannten griff Bladin an seinen Hut und fragte: „Saben Sie schon gebadet?“ — „Nein, ich habe erst die Abfahrt, merter Mitbürger. Ich habe nämlich nur in Gesellschaft. Einer muß immer bei den Kleibern bleiben, um sie vor dem Gefindel zu schützen, das sich hier in der Umgegend von Moskau herumtreibt. Deshalb warte ich hier auf einen soliden Kompagnon, he, he! Wollen Sie der sein, einverstandens?“

„Eimerfanden“, erwiderte lächelnd Bladin und ließ sich im Sande nieder. Der Dicke warf rasch seine Kleider ab, eilte ins Wasser, tauchte mehrmals unter, prüfte, schüttelte sich und kehrte bald wieder zurück, um sich anzukleiden: „Herrlich, wie so ein kurzes Bad erfrischt“, rief er aus, seine Beinkleider anziehend. „Jetzt sind Sie an der Reihe, Verehrtester!“ Bladin, der bereits Zeit gehabt hatte, sich zu entkleiden, stieg vorsichtig ins Wasser, befeuchtete seinen Kopf, stürzte dann in die Fluten und schwamm hinüber bis zum jenseitigen Ufer. Dort faßte er im Schilf Fuß und schaute sich um. Was erblickte er? Eine grau gekleidete, dicke Männergestalt verschwand gerade hinter dem Gebüsch, aus dem auch seine Kleider verschwunden waren. Bladin schwamm eiligt zum anderen Ufer zurück und wollte den Dieb verfolgen, stieß aber auf eine Gruppe Spaziergänger und mußte umkehren, warf sich am Hüfufers nieder und stöhnte: „Simmel, was soll ich jetzt machen, ich bin ja hilflos wie ein Kind.“ Langsam verschwand die Sonne hinter dem Walde. Die Schatten der Bäume begannen immer länger zu werden. Vom Hüf her wehte ein kühler Windzug. —

„Sie wollen wohl im Mondschein baden?“ fragte ironisch ein junger Mann im blauen Anzuge, der sich dem Verirrten näherte. „Man hat mich schändlich um meine Kleider beraubt.“

Wie eine Bestie

Wie eine Bestie der vorigen Zeit schnauft vor dem Eisenzeug die Maschine. Die harten Quader schauern, wenn sie schreit. Vor ihrem Eisentritte bebt die Schiene.

Die Bäche kochen, wenn sie Feuer speit. Die Adler fliehn vor ihrer Blendermiene. Von ihrem Atem fliegt der Ries beiseit — Und doch, sie trägt ein Joch, damit sie diene.

Was hat dem Dampf den Kummer angeschirrt, um Fracht und Menschen rüstig zu bewegen... So will ich meine heiße Leidenschaft,

Oh sie verdampft in das All verirrt, zum klaren Ziel in feste Formen legen, damit sie Menschen fördert, Leben schafft. Hermann Butte.



mehr verwirklichten „roten Paradiese“ zu Bettlern geworden, denen täglich der Hunger tod droht, da alle Staatsmittel von den Mächtigen und für Agitationszwecke in Anspruch genommen werden. —

Es sei gestattet, die Beteiligten selbst reden zu lassen, nämlich die Studentin Nadia Lominskaja, die folgende Szene schildert: „Kom mir nicht in die Nähe“, sagte Kolja Garvillow, als ich mich — wie gewöhnlich — im Kolleg neben ihn setzen wollte. „Warum nicht, warum denn heute so ungnädig?“

„Sieh mich nur an... oder schau auf meine Füße!“ Das tat ich und bemerkte, daß von ihm Wasser niederströmte und nach allen Seiten kleine Bäche flossen. Man konnte glauben, daß er direkt aus der Neva käme. Ich berührte mit den Fingern seinen dicken Hals, aus dessen Ellbogen der nackte Arm heraussagte — ein Hemd besaß Kolja nicht — ein Wasserstrahl quoll mir entgegen.

„Wo bist du so durchnäßt worden, Kolja?“ „In meinem Nachtquartier, wo das Wasser durchs Dach fließt“, antwortete Kolja sehr ruhig. Es kam mir doch etwas sonderbar vor, daß der Regen selbst in eine Dachrinne in solcher Menge eindringen könnte. Ich fragte, wo er denn eigentlich wohne.

„Auf dem Senatsplatz, unter dem Reiterstandbild Peters I. Da habe ich nun schon die fünfte Nacht geschlafen“, erwiderte Kolja phlegmatisch, gerade unter dem berühmten Kopf von Falconet.“

Auf dem Rückwege aus der Universität zeigte mir Kolja seine „Wohnung“ und fügte hinzu: „Man kann sie aber nur betreten, nachdem es dunkel geworden ist. Die Laternen werden ja nicht mehr erleuchtet, da alle Glascheiben zerbrochen sind. Von sechs Uhr abends bis sieben Uhr morgens ist es bei uns in Leningrad (Petersburg) im Wintersemester ganz dunkel. Wenn es regnet, kriechen ich unter das Pferd, sonst schlafe ich am Sockel.“ Das alles sagte Kolja Garvillow sehr ruhig, ohne zu lächeln. Er war ja überhaupt ein ernster, verheirateter Mann, dessen Frau in Kiew als Aufräuterin angestellt war und ihm sechs Rubel monatlich schickte (also etwa zehn Reichsmark). Jetzt verfügte er noch über acht Ropken. „Damit muß ich bis Ende des Monats auskommen“, sagte er.

Da kam Galja Glassowa auf uns zu und bat mich, ihr sieben Ropken zu leihen, da sie seit dem Morgen nichts gegessen habe. Dann aber errötete sie und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Eigentlich soll gestern morgen.“ So wurde denn an der nächsten Ecke ein Brötchen gekauft, das Galja krampfhaft festhielt und rasch voller Gier verschlang. Dann sagte ich, für mich selbst ganz unerwartet: „Komm mit mir, um bei uns Mittag zu essen, Galja!“ — „Mit... Mittag?“ fragte sie dann, wurde jedoch plötzlich nachdenklich und meinte: „Ich komme lieber morgen.“ Ich versuchte, ein Weißbrot für sieben Ropken und dann noch Mittag, das war zu viel an einem Tage. Ein solches Glück wollte sie auf zwei Tage verteilen. —

Wochen waren vergangen. Da schrieb mir Kolja Garvillow aus dem Krankenhaus, wo er seit drei Wochen an Lungenschwindsucht erkrankt zu Bett lag. Der Brief lautete: „Nadeschda, du meine einzige Hoffnung! Da ich in dieser Stadt niemand habe, weder Verwandte noch Freunde, nicht einmal einen

Hund, der mir die Hand lecken würde, um mir seine Zuneigung zu beweisen, wende ich mich an dich, meine liebe Nachbarin im Sozialen unteren Kolleg! Ich habe nämlich eine Bitte, eine große Bitte: kaufe mir einen Apfel. Weißt du, einen feuchten, durch das Frostmesser weich gewordenen Apfel. Das sind nämlich die schmachthaftesten... sie zergehen im Munde. Kaufe für drei Ropken zwei Äpfel. Einen für dich und einen für mich. Verzeih mir, ich bin so ein Feinschmecker und sehne mich nach Früchten...“

„Ich habe aber noch Wünsche: schicke mir die letzten Kolleghefte und einige Bücher zum Lesen. Besonders die Gedichte von Bock. Ich habe ja bisher niemals Zeit gefunden, etwas Schönes zu lesen. Hier aber im Krankenhaus geht es mir gut, so gut. Ich brauche weder zu hungern noch zu frieren. Nun werde bald gesund...“

Ich brachte ihm das Gewünschte ins Krankenhaus und erfuhr, daß er ein Todeshandlung sei.

Drei Mädchen gittern vor Frost, laufen schnell über die Nevastraße, jetzt Sozialistenbrücke genannt. Es ist acht Uhr abends. Soeben ging das Kolleg, das sogenannte Seminar, zu Ende, nun laufen sie nach Hause. Eiskälte bei grimmigem Sturm. Kennen Sie den Wind auf der Neva? Nein, Sie kennen ihn nicht. Er bläst gleichzeitig aus allen vier Himmelsgegenden. Er kommt vom Lodogicer, aus dem Finnischen Meerbusen, vom Turme der Admiralität und aus der Peter-Pauls-Festung. Er wirft Sie fast zu Boden. Er krieht hinter Ihren Kragen in die Ärmel Ihres Mantels. Er stürmt schließlich in Ihre Seele und läßt sie erstarren; er kneift die Nase, er verwandelt Ihren Atem in Eis. Hier gibt es nur eine Rettung — davonlaufen. Eine der beiden Studentinnen trägt Stiefelchen, an denen die Spitzen durchgefroren sind — aber immerhin Stiefelchen. Auf dem Kopf einen alten Männerhut, der sehr abgetragen ist, am Körper den zerlumpten Pelz ihres Vaters. Das andere Mädchen hat als Kleidung — ja, kann man das überhaupt eine Kleidung nennen, wenn die Füße in alten, zerrissenen Gummischuhen stecken, der Körper mit einem großen Tuch umwunden ist? Die erste — bin ich, die andere meine Freundin, eine Finnländerin namens Tilda. Sie wohnt bei ihrer Mutter in einer Backstube, wo es wohnsinnig heiß ist. So muß sie denn immer aus dieser Hölle in den Teufelsrost hinaus.

Wir machten einen Studentenausflug nach dem „Russischen Museum“ (einfach Museum Alexanders III.). Von vierunddreißig Studierenden beiderlei Geschlechts besaßen nur acht wirkliche Paletots, die übrigen waren mit allerhand sonderbaren Fetzen umhüllt, die kaum als Kleidungsstücke bezeichnet werden können. Na, und dann die Beinkleider, die stets durchlöchert und zu kurz waren. Die Vorübergehenden blieben auf der Straße stehen. Einer von ihnen meinte: „Die gehen wohl zu einer Kinofilmvorführung.“ „Wieso?“ fragte ein Student. „Nun, die Leute meinen, daß wir eine Szene aus dem Rückzug der großen Armee im Jahre 1812 darstellen und gefilmt werden sollen.“

Motischka Morosowa heißt jetzt Madame Wassilijewa, seitdem sie ihren dicken Kommerzgeheiratet hat, der sie im Automobil in die Universität bringt. Ihr Ehemann ist so breit, daß er das ganze untere Fingergelenk bedeckt. Einer unserer Studenten meinte dazu: „Das nennt man, sein Kapital sicher anlegen. Ihr Dicker mißttraut eben allen Wertpapieren. Er legt alles in Gold an. — Deshalb lacht Ihr? Ich kannte einen Mann, der seine Kapitalien in goldenen Zahnplomben und in goldenen, geschwärzten Wandnägeln anlegte, an denen Kleider oder Bilder hingen. Seine Weiber — ich glaube, er hatte ihrer sieben Stück — hatten lauter goldenes Zahnwerk. Sogar das kleine Schindchen mußte goldene Zähne tragen, wenn es seine Milchzähne verlor. Dabei war dieser dumme Vater Vorsitzender einer Genossenschaft.“

Eines Tages bat mich Frau Genossin Bassilijewa, sie doch am Sonntag zu besuchen und noch einige Studenten mitzubringen, und zwar solche, die möglichst viele Proletarier auswählen. — „Warum denn das?“ fragte ich. — „Ja, sehen Sie: Am Sonntag kommen einige Angestellte aus dem Büro meines Mannes zu uns. Denen möchte ich zeigen, daß auch ich mich unter Proletarier bewege...“

Das Mittagessen fand statt, aber ohne uns, denn an diesem Tage besorgten wir Kolja Garvillow. Die Schlafstelle unter dem Kopf Peters I. war frei geworden.

Antwortend: S. Semmelmann, Altener Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altener.

mehr zu sagen hatte, als ihre Worte zugeben. Andor sprach mit ihr, wie ein Mensch gütig mit seinen Kindern spricht, wie ein Dompfuer mit seinen Schützlingen, wenn er sie lobt — oder wie ein Mann mit seiner Geliebten reden mag. Jiggle erkannte in den Worten Mac Andors jene Zärtlichkeit, jenen folgebenden Zupdruck, der ihm sonst nach jeder Vorstellung als freundschaftlich dankendes Lob zuteil geworden war, den er jetzt Abend für Abend vergeblich erwartete und der ihm seit jener ersten Unaufmerksamkeit des Herrn bitter fehlte. Er verzog sich unter seinen Tisch und jammerte leise vor sich hin.

Zeit wurde durch die fernklingende Musik anderer Darbietungen zerhackt. Bald hochte auch Jim neben ihm. Die beiden durch die Dressur halb entfremdeten Tiere fanden sich wieder in der alten Freundschaft der Wildnis durch das Leid: Heimweh des einen, Kummer des anderen über die verlorene Freundschaft seines Herrn. Spät nachts führte Andor sie in das geschickte Coupé des Autos. Neben ihm auf dem Führersitz sah man die elegante Silhouette einer Frau. Durch die Scheiben hindurch, zwischen dem mBeträuf des Motors, hörte man Zärtlichkeiten zweier Menschen.

Weber vergingen Tage. Die Freundschaft der Schimpansen wurde eng und brüderlich. Der Dompfuer widmete ihnen nur noch die allernotwendigste Zeit. Sie hochten, sobald er sie rief, dicht aneinander gedrängt in der Garderobe oder im Käfig und folgten seinen Zurufen nur unwillig. Gegen Ende des Monats betrug sich Jim so störrisch, daß der Mensch einige Tage nur mit Jiggle arbeiten konnte. — Kurz vor der Abreise kam Andor nicht allein zur Dressurstunde, die Frau betrat mit ihm den Zwinger und rief lachend: „Guten Morgen, Gentleman! Ist Jims Laune besser geworden?“

Jiggle legte auf Befehl des Mannes widerstrebend seine große Hand in ihre kleine und witterte von ihr einen schmerzlichen Geruch. Dann fand er, als Andor und Geolone sich anblickten, um beider Augen das Lächeln jenes menschlichen Glühs, das vom Instinkt des Tieres nie entrückt wird. Geolone nahm im Käfig Platz, und Andor arbeitete wie ein Wilder, um im Glanz seines Könnens ihre Bewunderung zu erregen. Er hatte es sehr mühevoll, Jiggle zeigte keine Rührung fast noch unzufriedener als Jim, und doch bemerkte Andor die Veränderung im Wesen der Tiere nicht.

Am nächsten Morgen wurde die letzte Vorbereitung für die Abreise getroffen. Geolone erschien wieder. Sie sollte ja nun als Andors Frau mit ihnen fahren. — Man rief später Andor in einer eiligen Sache ab, er hielt es nicht für nötig, ihrer Bitte „Ich warte hier“, den geringsten Widerpruch entgegenzusetzen, bei Geolones Temperament wohl auch eine gewaltlose Einschränkung.

Die Tiere fahen ruhig in einer Ecke, Geolone holte die Fahrräder: „Jim, Jiggle, allons!“ Jim und Jiggle rührten sich nicht. Die Frau ging zu Jiggle, den sie als den Harmlosesten kannte, hinüber und packte ihn scherzhaft am Ohr — dann verschwand alles um sie in einem Wirbel, dann stürzte sie zu Boden, fühlte Eisenklammern am Hals, tausend Farben und Blitze schossen vor ihren Augen umher.

Andor stand erstarrt an der Tür des Käfigs — Jim spielte mit dem Fuß des Geolones, Jiggle kramte in der Sandstunde und beschnitzte die Hände mit dem Zippensstift. Geolone lag zwischen beiden. Ermüdet...

Russisches Studentenelend im Sowjetstaat

Von Staatsrat a. D. J. von Eckardt-Riga.

Die in Moskau erscheinende radikal-bolschewistische Monatschrift „Oktobor“ bringt die nachstehend im Auszug behandelten Schilderungen des russischen Studentenlebens. Von beachtlicher pessimistischer kann in einem Journal keine Rede sein, das seine Kollegen, die beispielsweise die Monatshefte der „Koten Nacht“ oder „Die Neue Welt“, als rückständig und politisch unzuverlässig bezeichnen. Diese Auszüge sind dem Tagebuch einer Studentin entnommen, die Selbsterlebens schildert. Ihre Wahrhaftigkeit kann kaum angezweifelt werden.

Die russische Studentenschaft hatte auch früher, in den letzten Jahrzehnten der Zarenherrschaft, durch erbarmungslose politische Verfolgungen und bitterste Armut schwer zu leiden. Die Wortführer der Revolution versprachen ihnen nicht nur volle akademische Freiheit, sondern auch weitgehende materielle Versorgung im republikanischen Zukunftsstaate. Jetzt aber sind die Studenten im nun-

